

Im Schweisse deines Angesichtes sollst du deine Sardinien essen

Autor(en): **Meier, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 21

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter stillschweigend genehmigte. Er war halb und halb entschlossen, die Schweiz sobald wie möglich wieder zu verlassen, das hing von dem Platz im Flugzeug ab. Er fand es übertrieben sentimental von den Kindern, einen Brauch noch hochzuhalten, bei dem sie sich sicher nichts Bestimmtes mehr dachten, es war das reine Vergnügen eines abendlichen Ausfluges. Am liebsten hätte er sich irgendwo versteckt gehalten, bis sie ohne ihn gingen, denn offensichtlich lag ihnen auch nichts an seinem Mitkommen. Am Ende fand er sich aber ein, denn auch das war ohne Bedeutung.

Als die Flammenzeichen sich ausbreiteten, machte auch das ihm keinerlei Eindruck. Auf einmal aber sah er Franziska! Sie stand ganz dicht neben ihm in der von ihm so geliebten Tracht und war genau so jung und schön wie beim Abschied in Chicago, ja wohl noch schöner, von innen her strahlend. Er dachte, dies müsse wohl der letzte Moment seines Lebens sein, er wünschte es, denn er fürchtete, wenn sie nun verschwände, wäre der Schmerz zu entsetzlich: denn er war sich vollkommen darüber im klaren, dass das ganze seiner Phantasie entsprang. Nicht darauf vorbereitet aber war er, dass die Schwester den Mund öffnete und ihn anredete, und zwar so lieb und gütig, dass ihm fast das Herz darüber brach. «Dies ist doch wohl der einzige Augenblick, wo ich passenderweise neben dich treten darf», sagte sie. «Weisst du noch, wie wir als Kinder hierher liefen und Hand in Hand an unser Land, an unsere Eltern und an die Vergangenheit dachten? Alle drei war eins und auch die Zukunft war es, und das spiegelte sich in den Feuern da vor uns, die keine gewöhnlichen Flammen waren, sondern in unserer Seele brannten. Und dort sollten sie ja immer brennen, das dachten wir auch, und wir wussten, dass sie in dem Ueberlebenden glühen würden, wenn einer von uns beiden schon dahingegangen war.»

«Gewiss erinnere ich mich an all das», erwiderte Peter, «aber ist es denn nötig, dass wir die letzten sein müssen? Oder besser, dass ich der letzte sein muss? In deinen Kindern, die sich da neben mir halten, und die du geradewegs mit deinem Rock vor mir verbirgst, ist nichts von dem mehr drin, was uns bewegte . . .» Er konnte nicht fortfahren, denn plötzlich begannen die Umstehenden zu singen — und natürlich auch die fünf Nichten und Neffen — es war selbstverständlich, dass sie «Rufst du, mein Vaterland» anstimmten. Und es war ebenso selbstverständlich, dass Franziska mitsang — mit ihrem volltönenden, klaren Alt. Sie

schaute ihn dabei so neckisch, so zutraulich, so spitzbübisch an, dass die ganze fürchterliche Einsamkeit sich in Nichts auflöste und für alle Zeiten dahinschwand. Und sie, die gute Schwester, verflüchtete sich nun nicht etwa, ach nein, sie ging ganz einfach in ihre fünf Kinder über, so wie ein Wassertropfen sich in einem Glase mit den anderen zusammenfindet. Und Peter entdeckte dasselbe Lächeln, das sein Alleinsein so glücklich zerstört, auch auf ihren Lippen — was durchaus keine Täuschung war. «Der Onkel singt, der Onkel singt», jubelten sie alle fünf und fassten ihn rechts und links unter. Und dann marschierten sie mit ihm weiter — fort aus der Abgeschiedenheit Chicagos, mitten hinein in die Familie, die er so lange entbehrt und nun zusammen mit Heimat und Schwester wiedergefunden hatte.

Walter Meier

IM SCHWEISSE DEINES ANGESICHTES SOLLST DU DEINE SARDINEN ESSEN

Sie haben noch nie sündhaft geflucht? Dann haben Sie auch noch nie versucht, eine Sardinenbüchse zu öffnen. Denn hätten Sie das wirklich getan, wäre das Fluchen zur unbedingten Notwendigkeit geworden.

Die Technik ist unglaublich fortgeschritten. Man hat Flugzeuge erfunden, die ohne Piloten fliegen, Roboter, die fast alles können, und tausend andere nette Dinge. Aber eines erfindet man nicht: einen vernünftigen Verschluss an den Sardinenbüchsen. Und dabei sollten die Techniker und Ingenieure doch auch wissen, wieviel Ungemach, Aerger und Verdruss und wie mancher Nervenzusammenbruch und Ehestreit auf das Konto dieser hermetisch abgeschlossenen Fischbehälter gehen.

Das Sardinenbüchsen-Theater wickelt sich in allen Haushaltungen gleich ab: Nachdem der

Magen seine Begierde gemeldet und man sich von der gähnenden Leere des Speiseschranks überzeugt hat, erinnert man sich ihrer. Eben der Sardinenbüchse, deren öliger Inhalt in der Unterwelt des Kellers auf die Vertilgung wartet. Mit lüsternen Gefühlen trägt man sie in die Küche und ist in Gedanken schon bei der Verspeisung der glitzernden, zarten Fische. Freudig löst man den am Büchsenrand angeklebten Schlüssel, steckt ihn über die Blechlasche und beginnt zu drehen. Doch das Unglück schreitet schnell. Nach drei Umdrehungen bricht der offenbar mit einem Materialfehler behaftete Schlüssel ab. Immerhin ist eine Ecke des Büchsendeckels so weit heraufgebogen, dass sich das Oel in der Büchse ungestört über Hemd und Hose des Oeffnenden ergiessen kann. Was beim Vorhandensein einer Gattin meistens zu einem heftigen Gewitter führt. Weil man ihre begründete Warnung in den Wind geschlagen und weder eine Schürze noch ein Ueberkleid angezogen hat.

Nachdem sich das häusliche Unwetter verzogen hat, beginnt man die gegenwärtige Lage eingehend zu überdenken. In den meisten Fällen wird man in seiner Not zum Büchsenöffner greifen. Ach, schönes Trugbild! Kein Büchsenöffner der Welt passt auf die eigens für Verdrusszwecke konstruierten Ränder von Sardinenbüchsen. Mit dem Oeffnen der Büchse ist es trotz dem Oel zum zweitenmal Essig.

Während die teure Gattin händeringend neben dem in Schweiss, Wut und Oel aufgelösten männlichen Büchsenöffner steht, schreit dieser nach dem Brecheisen. Da in einem normalen helvetischen Haushalt kein solches aufzutreiben ist, entschwindet der Schwerarbeiter Richtung Werkstatt. Wo er die Büchse in den Schraubstock spannt und sich auf die Suche nach einer Beisszange begibt.

Nach einer Weile ist es dann soweit: energiegeladen packt er mit der Zunge den halb aufgerissenen Büchsendeckel, zerrt daran, rutscht ab und reisst sich am scharfkantigen Blechrand die

Hand auf. Sofort quillt Blut hervor und vermischt sich mit dem Büchseninhalt. Worauf sich die barmherzige Samariterin mit Leukoplast und Verbandstoff naht. Ist schliesslich die Wunde fachgerecht verkleistert, hat niemand mehr Appetit auf die mit Blut und Metallspänen garnierten Sardinen. So ist es nicht verwunderlich, dass in Kehrrichteimern so viele halb aufgerissene Sardinenbüchsen mit Inhalt registriert werden.

Ja, und nun sitze ich wieder vor einer jener berüchtigten Büchsen. Eine Ecke des Deckels ist halb heraufgebogen, und mein Hemd hat an gewissen Stellen eine verdächtige Aehnlichkeit mit Cellophanpapier, wenn das Licht des Tages durch den Stoff dringt. Des Oeles wegen. Durch die Verbandgaze am Zeigefinger meiner rechten Hand sickert langsam ein ganz besonderer Saft.

Wir können zusammen nicht kommen, die Sardinen und ich. Der Verschluss ist viel zu kompliziert. Mit einer Gabel angle ich die Fischlein aus der kleinen Oeffnung. Aber als ein kleiner Teil davon auf dem Teller liegt, muss ich den Blick abwenden. Denn die unbarmherzig zerlegten Fischlein sehen aus, als hätten sie bereits einen Verdauungsprozess hinter sich.

Schade, dass Sardinen nur ein Märchen sind!

Deprimiert sitze ich am Tisch. Die Sardinen beginnen mir aufs Gemüt zu schlagen. Doch da glimmt plötzlich in meinem Herzen ein kleiner Hoffnungsfunke auf. Vielleicht — so kalkuliere ich — gelingt es mir, das vorliegende Klagelied in der Zeitung unterzubringen. Das Honorar, das man mir mit der beigelegten Postanweisung vergüten könnte, brächte ich fein manierlich auf die Sparkasse. Dort würde ich es als Grundstock verwenden für die Anschaffung eines Gerätes, mit dem man ohne Tränen und Blutvergiessen Sardinen geniessbar machen könnte.

Was das für ein Gerät sei, fragen Sie? Nun, denken Sie einmal scharf nach! Sie erraten es nicht? Dann muss ich Ihnen auf die Spur helfen. Sagen Sie, haben Sie wirklich noch nie etwas von einem Schweissbrenner gehört?

Samme dir jeden Tag etwas Ewiges, das dir kein Tod raubt, das den Tod und das Leben dir lieblicher jeden Tag macht

Lavater